

Die zerstreute Ordnung (Schluss)

Autor(en): **Heusser, H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse = Gazzetta militare svizzera**

Band (Jahr): **66=86 (1920)**

Heft 18

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-36208>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die zerstreute Ordnung.

Von Oberst *H. Heußner*.

(Schluß.)

Die Deutschen sündigten darin, daß sie die zerstreute Ordnung als Schutzform mißachteten. Der württembergische General v. Moser erzählt in seinen Feldzugsaufzeichnungen folgende Begebenheit: „Sogleich erlebe ich ein Beispiel dafür, wie wenig geschult meine Unterführer sind, und wie wenig auch die besten taktischen Ratschläge helfen, wenn man sie nicht durch Uebung einprägen und lebendig machen kann. 300 m links von mir steht im schweren Artillerieduell 4 Uhr morgens, am hellen, lichten, nebellosen Junitage, eins meiner zwei Reservebataillone, aufrecht, die Hände in den Hosentaschen, um die noch nicht abgebrochenen Zelte herum. Schlägt ein einziger der schweren feindlichen Brummer in das Bataillon ein, so wären starke Verluste und eben solche moralische Erschütterung der Truppe die Folge. Ich lasse mir im Galopp den Bataillonskommandeur, einen tapfern Major der Landwehr a. D., kommen und befehle ihm, sogleich sein Bataillon in eingliedrigen Linien in die nächste Geländefurche zu legen.“

Ist Geschütz zu fürchten, so muß zerteilt werden, sagte Zwingli. Wenn dieser Grundsatz in vierhundert Jahren nicht besser verstanden und befolgt worden ist, so muß man sich in Theorie und Praxis nicht sonderliche Mühe damit gegeben haben.

Eingliedrige Linien verlangte der General v. Moser. Das war 1915, und es war in Rußland. Infanterieflieger waren da noch nicht zu fürchten. Seit aber das Feuer auch von oben prasselt, bleibt wohl nichts anderes übrig, als selbst die eingliedrigen Linien noch zu öffnen.

Kasernenhof und Exerzierplatz haben der zerstreuten Ordnung noch mehr geschadet. Sie haben die Schützenlinie zur Schablone gemacht, indem sie verlangten, daß der Zwischenraum von Mann zu Mann unverbrüchlich gleich bleiben sollte. Nichts törichtereres als das! Die Zwischenräume sollen den Schützen erlauben, sich nach Maßgabe der vorhandenen Deckungen auseinander und zusammenzuziehen. Da sollen sie verschwinden und dort recht groß werden. Da bietet das Gelände mit seiner Bedeckung den gewünschten Schutz und dort die weit offene Ordnung.

Urwüchsige Krieger haben es nie anders verstanden und sind gut dabei gefahren. In der Schützenlinie halten sie sich auch nicht auf gleicher Höhe. So sind sie außerordentlich schwer zu fassen, und Massenfeuer schadet ihnen wenig.

Selbst europäische Armeen haben mit dem gleichen Verfahren schon gute Ergebnisse erzielt. Beispielsweise die bulgarische im Türkenkrieg von 1912.

„Ein schematisches Angriffsverfahren kannten die Bulgaren nicht. Sie paßten sich vielmehr den jeweiligen Verhältnissen an

und nützten mit großem Geschick alle möglichen Arten des Vorwärtkommens aus. Im offenen Gelände, also namentlich bei den Angriffen auf die Stellungen am Karagatsch und bei Tschataltscha, gingen sie in ganz losen Schützenschwärmen vor, die sich unter besonders geschickter Ausnützung des Geländes bis auf wirksame Entfernung heranarbeiteten und meist erst dann das Feuer aufnahmen, wenn sie von rückwärts her genügend verstärkt worden waren. Alle dahinter folgenden Unterstützungen und Reserven gingen im Bereich des Artilleriefeuers und in Sicht des Gegners gleichfalls nur in losen Schützenschwärmen vor. Der Zuschauer hatte deshalb zuweilen den Eindruck, daß diese Angriffe zu dünn und deshalb zu wenig kampfkünftig seien. Bei der Aufnahme des Feuers aber erkannte man, daß dies nicht der Fall war.

„Geordnete und gerichtete Schützenlinien sah man beim Vorgehen nirgends. Das erschwerte die Bekämpfung des Angriffs sowohl bei der Infanterie als bei der Artillerie, weil es eine einheitliche Zielbezeichnung und Zielauffassung fast unmöglich machte. Eigentliche Schützenlinien gab es nur in den Feuerstellungen. Aus ihnen entwickelte sich der Schützenschwarm beim Vorgehen von selbst dadurch, daß es im feindlichen Feuer nicht möglich war, längere Teile der Schützenlinie gleichzeitig zum Sprung vorzureißen, weil man mit den dazu notwendigen Vorbereitungen den Gegner aufmerksam gemacht und dadurch leicht den günstigen Augenblick verpaßt hätte. Auch die feuernde Schützenlinie nahm nur so weit die Linienform an, daß der Gebrauch des Gewehrs möglich wurde. Sie suchte sich dem Gelände so innig als möglich anzuschmiegen und durch ihre Unregelmäßigkeit dem Feinde das Erkennen zu erschweren und die Wirkung seines Feuers abzuschwächen.“

Ohne Frage ist das Vorgehen der Bulgaren nach richtigen Grundsätzen erfolgt. Das Geheimnis, mit ganz geringen Verlusten vorwärts zu kommen, liegt in der Forderung: Möglichst wenig Ziel bieten! Wo das Gelände nicht zu decken vermag, schützt die weit geöffnete Linie im Verein mit äußerster Schnelligkeit, die der weitem Forderung gerecht wird: Möglichst wenig lang Ziel bieten! Nie zu vergessen ist, daß die Schnelligkeit auch der Ueberraschung dienen muß, die im großen wie im kleinen dem Gegner wenig Zeit zu Ueberlegung und Gegenwirkung läßt.

Je offener die Schützenlinie, desto mehr Gelegenheit hat der einzelne Mann, sich mit seiner Waffe vorteilhaft einzurichten und die Wirkung damit zu steigern. Die größern Zwischenräume dienen also nicht nur zum Schutz, sondern auch zum Trutz.

Es sind, wie jedem klar sein wird, die zwei neuen Waffen des Maschinengewehrs und der Handgranate, die gebieterisch auf größere Zwischenräume dringen, als noch zu Beginn des Weltkrieges üblich waren.

Nicht leichten Herzens hat man sich dazu entschlossen, die Schützenlinie noch weiter zu öffnen. Die Not zwang schließlich

dazu. Was Hindenburg und Ludendorff bei ihrer ersten Fahrt nach dem Westen vor allem beschäftigte, das war die Wahrnehmung, daß die Infanterie zu eng focht. Die hohen Verluste rührten zu einem wesentlichen Teile davon her. Sie baten also zunächst, die vordern Linien dünner zu besetzen. Das weitere mußte neuen Vorschriften vorbehalten bleiben.

Von vornherein war klar, daß eine weitere Lockerung der Formen die Gruppe selbständig machte. Sie mußte die Einheit werden im Gefechtsaufbau der Infanterie. Das bekannte Wort: In der Schlacht befiehlt hinten der General und vorn der Korporal! erfüllte sich nun. Offenbar mutete und traute man dem Korporal aber viel, recht viel zu, wenn man ihm unter Umständen das Doppelte und Dreifache des bisherigen Frontraumes in der Feuerlinie anbefahl. Die neue Vorschrift setzte den Zwischenraum von Mann zu Mann dem entsprechend auf zwei, vier bis sechs Schritt fest.

Es kam dann die März-Offensive 1918. Die neue Taktik bewährte sich im ganzen vorzüglich. Wer sich innerlich dagegen gesträubt hatte, war nun überzeugt. Die Armee, die sich noch zu sehr an die alten Formen gehalten hatte, wies auffallend starke Verluste auf und war nicht weit vorwärts gekommen. Es wurde noch größere Lockerung gewünscht. Der Führer der Armee, die ihre Aufgabe am besten erfüllt hatte, schrieb vor: „Der Angriff der Infanterie hat in sehr lichten Schützenlinien mit sehr großen Zwischenräumen (mehr als sechs Schritt!) zu erfolgen, die einzelnen Schützengruppen deutlich voneinander getrennt und um die leichten Maschinengewehre geordnet.“ Dabei blieb es, und diese Armee focht bis zum bitteren Ende mit großer Auszeichnung und unbestrittenem Erfolg.

Die Entwicklung der zerstreuten Ordnung ist damit ohne Frage zu einem gewissen Abschluß gelangt, und es wird Pflicht, sich etwas näher damit zu befassen.

Auf eins muß vor allem noch aufmerksam gemacht werden. Schützengruppen und Maschinengewehrgruppen müssen sich, von des Feindes Seite aus gesehen, nicht voneinander unterscheiden. Die Maschinengewehrgruppen lenken sonst ein Kreuzfeuer auf sich, das ihrer Tätigkeit bald ein Ziel setzt. Was im nachfolgenden von der Schützengruppe gesagt wird, gilt somit auch von der Maschinengewehrgruppe.

Man stelle sich nun eine neue Schützengruppe vor. Mehr als sechs Schritt Zwischenraum von Mann zu Mann! Das ergibt für die Gruppe eine Frontbreite von etwa 50 Schritten. Dazu kommen noch die Zwischenräume von Gruppe zu Gruppe. Deutlich sollen die Gruppen voneinander getrennt sein. Das erfordert doch einen Zwischenraum, mindestens doppelt so groß als der von Mann zu Mann. Zwei Gruppen werden somit einen Frontraum einnehmen, den bisher ein ganzer Zug kaum hatte. Rechnen wir rund 100 m. Der Zug in seiner bisherigen Stärke vermöchte drei solcher Wellen zu bilden.

Gegen diese dünnen Schützenlinien werden schwere Bedenken laut werden. Vor allem wird es heißen, sie seien nicht kampfkraftig genug. Man verzichte mit ihnen zu Gunsten der Deckung auf eine nachdrückliche Wirkung.

Darauf antwortet Ludendorff, daß es nicht mehr die Krieger mit ihren Leibern, wohl aber mit ihren Waffen machen müssen. Lücken in der Kampflinie schaden nichts, sofern sie nur mit Feuer belegt werden können. Die Menschenkraft wird künftig zu einem großen Teil ersetzt durch die Maschine. Am Feuersturm, der jetzt über das Schlachtfeld dahinbraust, hat das Maschinengewehr bereits einen überwiegenden Anteil. Gibt man den Kriegern außerdem noch Selbstlader in die Hand, so werden auch dünne Linien den Anprall gewaltiger Massen nicht zu scheuen haben.

Nicht zu vergessen ist natürlich, daß die besten und ausgiebigsten Waffen wertlos sind in den Händen unzuverlässiger und ungeschickter Leute. Jede Vervollkommnung der Waffen ruft darum auch nach einer Vertiefung der Ausbildung.

Die neuen Waffen aber, geführt von Kriegern, die ihrer Meister sind, erweisen sich als nahezu unüberwindlich. 1918 auf dem allgemeinen Rückzug der Deutschen hielten wenige Maschinengewehr- und Schützengruppen ganze Divisionen der siegreich nachdrängenden Gegner auf. Mit aufrichtiger Bewunderung wird dies von französischer Seite bestätigt und anerkannt. Was sollte uns denn veranlassen, uns der neuen Taktik entgegenzustemmen? Sie begünstigt ja doch die geringe Zahl und fällt ins Gewicht für die kleinen Heere.

Die Lücken zwischen den Gruppen, die sich unter Umständen sehr in die Breite ziehen können, sollen uns demnach nicht kümmern. Ihr Nachteil kann sich in einen Vorteil verkehren. Sie gestatten uns Räume, die dem feindlichen Feuer sehr ausgesetzt sind, wie auch solche, die für uns des Geländes wegen schwer zu passieren wären, ruhig auszusparen. Maschinengewehre zweiter Linie können sie flankierend sperren, können auch durch sie hindurch die gegenüberliegende Linie des Feindes im Schach halten.

Vor hundert Jahren sagte man, wie schon erwähnt, das Fechten in zerstreuter Ordnung nähere den natürlichen Hundsfott. Man fürchtete, wenn der Soldat nicht rechts und links in enger Fühlung stünde, so würde er um so leichter Reißaus nehmen. Sollte sich diese Erscheinung jetzt, da die Linien so außerordentlich weit auseinander gezogen sind, nicht erst recht geltend machen? Darauf hat der Weltkrieg eine überraschende Antwort gegeben.

„Die kopflose Angst der Massen, die Panik“, schreibt ein scharfer Beobachter und Seelenkenner, „hat in diesem Kriege an Bedeutung gegen früher verloren. Das hängt zum großen Teil mit der heutigen Taktik zusammen. Es wird nicht mehr wie einst in geschlossenen Kolonnen gekämpft, sondern auseinandergezogen in Schützenketten, auf weiten Flächen verteilt. Dadurch bleibt der

einzelne mehr oder minder auf sich selber angewiesen, und die Massensuggestion büßt die Hauptvoraussetzung ihrer Wirkung ein, den ungehinderten Kontakt.“

Das also ist das Ende eines alten Schlagwortes. Es hat sich in sein Gegenteil verkehrt.

So wenig verwundbar die neuen Schützenlinien auch sind, Verluste werden sie doch immerhin erleiden, und diese müssen unverweilt ersetzt werden. Das geschieht durch die nachfolgenden Wellen und zwar ohne Befehl. „Die hintern Wellen ersetzen aus eigener Initiative alle Verluste der ersten Welle in den Schützen- und Maschinengewehrgruppen“, verlangt Ludendorff. „Der Ersatz für den Gefechtsausfall wird nur im Fluß bleiben, wenn die Führer der Unterstützungsabteilungen ihn selbständig bewirken. Sobald sie einen Gefechtsausfall von einigem Belang in der Schützenlinie wahrnehmen, haben sie Ersatz dafür vorzubereiten und darüber zu wachen, daß er auch ankommt und nicht etwa unterwegs stecken bleibt.“ Dieses schrieb der General v. Reichenau schon vor dem Kriege, und die Erfahrungen haben ihm vollständig Recht gegeben.

Die vorderste Welle muß die Augen unverwandt auf den Feind gerichtet halten. Sie soll nicht zurückschielern, ob ihr wohl frische Kämpfer und neue Munition zukommen. Für all diesen Ersatz ist der Führer der folgenden Welle verantwortlich, und dieser Welle dient wiederum die nächste als Lückenbüßer.

So wird der Ersatz im Fluß bleiben. Allerdings nur unter einer Bedingung. Wenn nämlich die Wellen einander auf ganz kurze Entfernung folgen. In den Kriegsaufzeichnungen stößt man etwa auf die Rüge, daß die Kampfesreserven zu weit ab blieben und die Manövrierreserven zu nahe heran kamen. Es ist klar, daß in der Verwendung beider Arten von Reserven ein grundsätzlicher Unterschied beachtet werden muß. Die Manövrierreserven müssen so weit vom Schuß bleiben, daß sie ohne blutige Verluste noch verschoben werden können. Die Kampfesreserven dagegen müssen so nahe sein, daß sie ohne Zeitverlust eingreifen können. Der Platz der vordersten Ersatzwelle ist daher unmittelbar hinter der Kampflinie. Vielfach hat man die Erfahrung gemacht, daß sie da auch am wenigsten Verluste erleidet.

Noch aus einem andern Grunde muß sie möglichst nahe hinter der Feuerlinie sein. Der Ersatz muß ganz unauffällig vor sich gehen. In den meisten Fällen wird es also kriechend geschehen müssen. Soll damit aber keine Zeit verloren gehen, so darf die Entfernung nur ganz gering sein.

In entsprechender Weise muß jede andere Welle der vorangehenden sozusagen auf dem Fuße nachfolgen. Der Abstand wird im übrigen auch von den Deckungen abhängig sein.

Ist ein abgekürztes Verfahren am Platze, so schließen alle Wellen rücksichtslos auf, und die so verdichtete und verstärkte Kampflinie wird dann mit dem Stoß die Entscheidung suchen.

Technisch bietet die neue zerstreute Ordnung keine Schwierigkeiten. Aber die Gruppentaktik, die aus ihr hervorgeht, verlangt eine ganz besonders sorgfältige Ausbildung der Unteroffiziere.

Bekanntlich ist die Ausbildung dieser Führer von jeher ein Schmerzenskind unserer Instruktion gewesen. Auf Verbesserung zielende Vorschläge sind schon viele gemacht worden, aber an der Tat fehlt es noch immer. Lasse man nun nicht mehr lange darauf warten. Die Sache drängt, und Gefahr ist im Verzuge.

Das Stehendschiessen.

(Mitgeteilt vom Zentralvorstand.)

Wer redet noch vom Stehendschießen? Will man sich als Scheibe hinpflanzen in einer Zeit, da die vertikalen Ziele vom Schlachtfelde verschwunden sind, und stehend unsichere Schüsse abgeben auf kaum wahrnehmbare Ziele? Das wäre ja ein selbstmörderisches Unterfangen.

„Ohne zwingende Not den Schießunterricht in stehender Stellung zu beginnen, ja das Schießen stehend überhaupt nur zu pflegen, muß als verfehlt bezeichnet werden. Es wäre völlig genügend, wenn der Rekrut beim Schulschießen liegend und knieend zu einem ruhigen und feuerfesten Schützen gemacht würde.

„Im Felde wird in stehender Stellung wohl nur geschossen werden bei plötzlichem Zusammentreffen mit feindlicher Infanterie oder zur Abwehr von Kavallerie. Fälle, in denen man in stehender Stellung sorgfältig einen genauen Schuß auf kleine Ziele abgibt, werden so äußerst selten sein, daß sie keine eigene Schulung begründen können.“

So schrieb der General von Lichtenstern 1904, und allgemein pflichtete man dem großen Schießlehrer bei. Nicht Scheibenschießen, sondern Kriegsschießen! wurde die Losung, und man gab dem Schießen stehend ganz oder fast ganz den Abschied.

Ob man damit nicht das Kind mit dem Bade ausgeschüttet hat? Was nach dem Burenkrieg gegolten hat, braucht nach dem Weltkrieg nicht auch noch zu gelten. Die Fälle, in denen stehend, vielleicht sogar gehend geschossen wird, haben gegen früher vielleicht eher zu- als abgenommen. Das ist zu untersuchen, und dann wird die Entscheidung, ob noch stehend geschossen werden soll, nicht nur aus theoretischen Erwägungen, sondern vor allem aus der Erfahrung heraus gefällt werden können.

Ich berufe mich zunächst auf v. Lichtenstern selber. In der Schlacht bei Wörth sah er bairische Abteilungen feuernd den Sauergrund überschreiten. Er schrieb in sein Tagebuch: „Links neben uns ging eine bairische Schützenlinie schneidig gegen den Wald vor, im Gehen und Stehen schießend. Wie unnatürlich wäre es